



KEIN KLOSTER, KEIN HOTEL
NINA VERHEYEN

Nina Verheyen, Dr. phil. Freie Universität Berlin 2008, seit 2011 wissenschaftliche Mitarbeiterin und seit 2015 akademische Rätin am Historischen Institut der Universität zu Köln, davor wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und an der Universität Wien sowie Visiting Scholar an der Columbia University. Wichtigste Publikationen: *Diskussionslust: Eine Kulturgeschichte des ‚besseren Arguments‘ in Westdeutschland* (2010); „Unter Druck: Die Entstehung individuellen Leistungstrebens um 1900.“ *Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken* 66 (2012); *Die Präsenz der Gefühle: Männlichkeit und Emotion in der Moderne* (2010, mit Manuel Borutta, Hg.); *Gefühlswissen: Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne* (2011, mit Ute Frevert u. a., engl. Übersetzung: Oxford University Press, 2014). – Adresse: Universität zu Köln, Historisches Institut, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln. E-Mail: nina.verheyen@uni-koeln.de

„Kein Kloster, kein Hotel.“ Kurz nach unserer Ankunft im September beschrieb Thorsten Wilhelmy mit diesen Worten das Wiko – und was es von seinen Fellows erwartet. Zehn Monate dürfen sie tun, was sie wollen, solange niemand hinter seinem Schreibtisch verloren geht. Neben dem Dienstagskolloquium und den diversen Abendveranstaltungen dient bekanntlich das Mittagessen der Vergemeinschaftung unter den Fellows. Davon hatte ich schon vor meinem Aufenthalt gehört, denn die Mahlzeiten in der Wallotstraße sind ein fast schon legendärer Gegenstand des akademischen Klatsches. Geklagt wird dabei in der Regel mit Wehmut über das viel zu schlecht genutzte Forschungsjahr und natürlich mit

Distinktionspotential, denn nur wenige können aus erster Hand berichten, wie man im Grunewald täglich aus dem Schreibfluss gerissen wird.

Meine Sorge war, dass mich das Mittagessen tatsächlich eher schlauchen als erquickend würde, zumal es um 12:30 Uhr begann, viel zu früh für mich. Aber wer Steuergelder ausgibt, muss Rechenschaft über seine Ausgaben ablegen, und eine gemeinsame Mahlzeit ist immer auch Gelegenheit zum Gespräch. Stipendien- und Forschungsprogramme, die das verstubte Gelehrtendasein zumindest theoretisch ermöglichen, gibt es inzwischen viele. Der freundliche Nachdruck zur geselligen Nahrungsaufnahme leuchtete mir daher trotz etwas Unbehagen ein. Positiv überraschte mich, dass uns die Leitung des Hauses nicht nur auf soziale Pflichten hinwies (wobei das Wort „Pflicht“ sorgfältig vermieden wurde und ich erleichtert beobachten konnte, wie sich ein Fellow dem Mittagessen konsequent entzog), sondern auch auf wissenschaftliche Freiheiten. Wir könnten, so erläuterte Luca Giuliani in der ersten Woche, exakt jenes Buch schreiben, das wir in unserer Bewerbung angekündigt hatten – oder wir ließen es bleiben. Wir dürften einem „secret project“ frönen, von dessen Existenz noch niemand wisse, und dieses „secret project“ dürfe außerhalb unserer Disziplin liegen oder sogar außerhalb der Wissenschaft. Mit anderen Worten: Wir wurden keineswegs zur akademischen Produktivität ermahnt, was deshalb erwähnenswert ist, weil es an deutschen Universitäten derzeit ständig geschieht. Als seien Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kleine Kinder, die mit dem Klavierspiel aufhören, sobald der Lehrer das Zimmer verlassen hat.

Ungewöhnlich im akademischen Betrieb der Gegenwart ist aber nicht nur die Erkenntnis, dass die Forschenden forschungsbeziehungsweise lesen und schreiben, wenn sie tun dürfen, was sie wollen. Ungewöhnlich ist eben auch die Aufforderung zum Gespräch. Von der Exzellenz-Initiative bis hin zum Zitations-Index zielen zahlreiche jüngere Innovationen im Hochschulwesen auf den zählbaren Output von Wissenschaft, der verschriftlicht werden muss, bevor er vermessen werden kann. Das mündliche Gespräch dagegen bleibt flüchtig, sein Output entzieht sich dem Papier und erst recht der Quantifizierung. Womöglich treten seine forschungsrelevanten Effekte erst Jahre später zutage – falls eine mündlich entwickelte Idee den Anstoß zu einem Satz in einem Buch oder gar zum Buch selbst gegeben hat. Eben deshalb sind mündliche Gespräche für wissenschaftliche Erkenntnis aber auch so essentiell. Obwohl ich in meiner Monografie über *Diskussionslust: Eine Kulturgeschichte des ‚besseren Arguments‘ in Westdeutschland* die kommunikative Energie der alten Bundesrepublik aus der ironischen Distanz einer nach 1968 geborenen Generation beschrieben habe, alarmiert mich daher die nervöse Text- und Outputfixierung heutiger Wissenschaftsförderung.

Mit der Aufforderung zum geselligen Beisammensein und zu der vordergründigen Nonchalance im Umgang mit der im Grunewald verbrachten Forschungszeit schwimmt das Wiko also gegen den Strom. Bei der Gründung in den frühen 1980er-Jahren bot es den Professoren ein Kontrastprogramm zu ihrem Wirken an einer von wachsenden Studierendenzahlen, aber auch von Dauerdiskussionen geprägten Alma Mater. Im Vergleich zu damaligen westdeutschen Universitäten wurde in der Wallotstraße vielleicht sogar eher wenig diskutiert, auch wenn das dem Institute for Advanced Study in Princeton abgesehene Mittagessen schon damals explizit das Miteinander der Fellows fördern sollte. Ob dieses Miteinander forschungsorientierte Diskussionen inspiriert oder nur eine höfliche Konversation zum Beispiel über Ausflugsziele in Brandenburg, ist natürlich offen und hängt von den beteiligten Personen ab, damals wie heute. Aber als Protagonistin einer eher diskussionsarmen Generation in einem inzwischen eher diskussionsarmen Land war ich froh, wie oft es im Speisesaal dann doch um Wissenschaft und Politik ging. Harte Kontroversen vernahm ich allerdings kaum. Eher fand ein freundlicher Informationsaustausch statt, oder es wurden einfach Fragen gestellt: Eine Forscherin führte deshalb zu den von ihr verschmähten Kohlrouladen mit Salzkartoffeln in jüngste Entdeckungen auf dem Gebiet der Krebsforschung ein und ein Kollege referierte auf Nachfrage beim Kirschkuchen über seine Forschungen zu Richard Strauss. So lernte ich dies und das dazu, wobei mit der Zeit vor allem mein Interesse an den Naturwissenschaften stieg. Überhaupt: Mit Personen aus entfernten, mir völlig fremden Disziplinen zumindest vorsichtig ins Gespräch zu kommen, empfand ich als großes Privileg in diesem zurückliegenden Jahr.

Mein eigenes Projekt über „Die Entdeckung der eigenen ‚Leistung‘ in Deutschland um 1900“ veränderte sich weniger durch das Gespräch beim Mittagessen als vielmehr durch die Verführungen der Bibliothek. Ursprünglich war mein Plan gewesen, in Berlin neben einigen Quellenrecherchen in Archiven vor Ort ein erstes Buchkapitel zu verfassen, das sich auf der Grundlage bereits zuvor recherchierter Quellen der Geschichte des deutschen Leistungsbegriffs im 19. Jahrhundert widmen sollte. Erst in dieser Zeit, so wollte – und will – ich in diesem Kapitel zeigen, mündete sich in Ansätzen der heutige Leistungsbegriff heraus, der – stark physikalisch geprägt – auf das objektiv messbare Ergebnis der zielgerichteten Handlungen einer Person verweist. Davor wurde das Wort vor allem im Sinne einer sozialen oder auch finanziellen Verpflichtung verwendet, nicht zuletzt im vertragsrechtlichen Sinne. Außerdem blühte sich die Semantik im Verlauf des 19. Jahrhunderts auf, sodass der Begriff scheinbar gegenläufig zu seiner Physikalisierung

immer unschärfer wurde. Seither kann man „Leistung“ daher ins Englische mit so unterschiedlichen Begriffen wie „achievement“, „efficiency“, „capacity“, „power“ oder sogar „effort“ und vielen mehr übersetzen. Das Englische zwingt zur Präzisierung, wobei das Deutsche in diesem Falle nicht einfach nur über weniger Worte verfügt, denn Worte wie Effizienz, Kapazität, Kraft, Anstrengung stehen ja ebenfalls zur Verfügung. Aber im Deutschen darf man eben unscharf sein und einfach von der Leistung eines Menschen sprechen – ein eigentümlicher Luxus, dessen sozialem Nutzen ich in meiner Arbeit nachgehe.

Ursprünglich hätte also dieses Kapitel am Wiko geschrieben werden sollen, aber wie gesagt, die Bibliothek brachte mich zu einem Strategiewechsel. Nachdem ich nämlich in der Einführungswoche erfahren hatte, dass publizierte Quellen bis zurück in das 19. Jahrhundert im Prinzip aus jeder deutschen Bibliothek bestellt werden können und ins Haus geliefert werden, erlaubte ich mir, einige Monate recht breit in publizierten Quellen zu stöbern, die im weitesten Sinne einerseits mit der Vermessung und andererseits mit der Erfahrung „individueller“ Leistung in Verbindung standen – neben der Semantik der Leistung sind das die beiden anderen analytischen Ebenen, denen sich mein Buchprojekt widmet. Ich bestellte Zeitschriften und Autobiografien, Romane und Theaterstücke, Karriere- und Erziehungsratgeber, aber auch medizinische und pädagogische Abhandlungen. Dabei stieß ich in diesen sehr unterschiedlichen, wenngleich in sozialer Hinsicht stark bürgerlich geprägten Quellengattungen auf drei stereotype soziale Figuren, die zeitgenössisch allesamt mit der Frage individueller Leistung verknüpft wurden.

Das war erstens die Figur des „ehrgeizigen Strebers“, nach damaligem Verständnis nicht unbedingt ein Schüler, sondern eher ein Karrierist beziehungsweise einer, der die Spielregeln seiner Umgebung durchschaut und erfolgsorientiert bedient – wozu gegen Ende des 19. Jahrhunderts nun auch die punktgenaue Vorbereitung auf eine wichtige Prüfung gehören konnte. Über den „Streber“ wurden zahlreiche Romane verfasst, aber er war auch Gegenstand – und Sorge – medizinischer und pädagogischer Literatur, die sich um seinen durch rastlose Tätigkeit gefährdeten Gesundheitszustand und seine durch Egoismus getrübbte Moral sorgte. Die zweite Figur war das „Fräulein Doktor“, die akademische Variante der „neuen Frau“. Wie der Streber wurde sie für ihren Ehrgeiz und ihren Egoismus diffamiert, der sich in ihrem Falle aber im Verzicht auf Kinder beziehungsweise in veritabler Unfruchtbarkeit manifestierte, so jedenfalls die Mutmaßung mancher Journalisten und Mediziner. Beide Figuren wurden über professionelle Diskurse ebenso wie über publizistische und literarische Texte konstruiert, und beide verwiesen

zugleich auf reale Menschen, die sich mit diesen Stereotypen auseinandersetzen mussten oder sich diese – wie Autobiografien zeigen – kreativ aneigneten. Die dritte Figur war der nervöse und tentativ suizidale Schüler, dargestellt nicht nur als Opfer eines autoritären Schulwesens, sondern ebenso als Opfer ehrgeiziger Eltern: Auch er avancierte in der Jahrhundertwende zur Hauptfigur literarischer Werke (die in seinem Falle bis heute gelesen werden), auch er war Gegenstand medizinisch-pädagogischer wie journalistischer Diskurse und auch ihm haftete etwas Destruktives an: Kränklichkeit und Tod. Alle drei verweisen damit auf die ausgesprochen ambivalente Beziehung zwischen Bürgerlichkeit und Leistungsethos um 1900 – und damit genau das, was ich durch mein Buch herauszustellen und besser zu verstehen hoffe.

Wenn ich an wichtige Begegnungen in den letzten zehn Monaten am Wiko denke, gehören diese drei Figuren daher an erster Stelle dazu. Zu erwähnen sind aber auch die Fellows, die dieses Jahr zu einer angenehmen und inspirierenden Zeit gemacht haben. Letzteres gilt nicht zuletzt wegen der von Wendy Espeland geleiteten Arbeitsgruppe über „Quantifizierung“, der ich mich in Form von Stippvisiten anschließen durfte und der ich an dieser Stelle besonders danken möchte. Fasziniert haben mich außerdem die Begegnungen mit diversen Gestalten des Grunewalds, zum Beispiel dem Fuchs, der auf unserem Auto immer wieder seine Fußspuren hinterließ, dem schüchternen Windhund „Holly“, der zeitweilig im Apartment unter uns wohnte, und den Ladies im Nerzmantel, die ich manchmal bei „Curry und Scampi“ am Roseneck traf – stets am Donnerstag, wenn es am Wiko kein Mittagessen gab.